

In der Eishöhle

Vor 35 Jahren überlebten 16 Männer eine Katastrophe, die sie eigentlich hätte umbringen müssen – einen Flugzeugabsturz in den Anden. 72 Tage harnten sie im ewigen Eis aus. Jetzt erzählt ein Überlebender in seinem Buch erstmals, was damals wirklich passierte

”
Man muss nach vorn schauen, nicht zurück. Das Leben, das mir geblieben ist, will ich genießen“
Nando Parrado



Die Hoffnung stirbt zuletzt: In einer Gletschersenke, die später „Tal der Tränen“ getauft wird, stehen die Männer die Katastrophe durch

Eigentlich dürfte Nando Parrado überhaupt nicht hier sitzen. Und eigentlich dürfte es auch sein Büro, hier im Osten Montevideos, gar nicht geben. Eigentlich müsste Parrados großer, massiger Körper längst ein Leichnam sein, hoch oben in den Anden, umpfiffen vom Wind, umkreist von Kondoren, erfroren im ewigen Gletschereis.

Aber Parrado wollte damals nicht sterben. Er hungerte, fluchte, kletterte, kroch dem Tod von der Schippe. Und entriss ihm gleich noch 15 andere Todgeweihte: die Kameraden seiner Rugbymannschaft, die wie Parrado 72 Tage lang dem Eis getrotzt hatten, dem Durst und dem Hunger.

Seitdem verbindet sie etwas, das stärker ist als Blutbande, Freundschaft oder Liebe: Sie haben damals zusammen Menschenfleisch gegessen. Nicht das Fleisch von irgendwelchen Fremden. Sondern das Fleisch ihrer Kameraden, ihrer Schwestern und Mütter.

45 waren es, die an jenem 12. Oktober 1972 auf dem Flughafen von Montevideo in eine kleine zweimotorige Maschine der uruguayischen



Ausharren: Geschmolzener Schnee löscht den Durst in der Eishöhle



72 Tage Einsamkeit: Erschöpft und ausgezehrt warten die Rugbyspieler in dem Wrack der zweimotorigen Fairchild 571 auf Parrados Rückkehr

Luftwaffe stiegen: Nando Parrado mit seiner Schwester und seiner Mutter, seinen Mitspielern sowie ein paar Freunden und Verwandten. Es ging nach Santiago de Chile, zu einem Freundschaftsspiel. Ein Routineflug wie München-Rom. Einmal kurz über den Río de la Plata, die argentinische Pampa, über die Anden und dann die Sitzgurte zur Landung anschnallen. Eigentlich.

Aber die Maschine kam nie an. Sie zerschellte in den Bergen, 3500 Meter über null. Die meisten starben schon beim Aufprall. Vom Rest überlebten 16. Erst eine, dann fünf und schließlich zehn Wochen. Sie tranken Schnee, sie rieben sich warm, und sie aßen die Leiber der Gestorbenen – bis Nando Parrado nach 72 Tagen Hilfe geholt hatte.

Sie sind zu Helden geworden. „Die Überlebenden“ nennt man sie in Uruguay. In dem kleinen südamerikanischen Land – 3,3 Millionen Einwohner, eingeklemmt zwischen Brasilien, Argentinien, Rio de la Plata und Atlantik – sind sie bekannter als die Nationalflagge. Auch wenn sich die Überlebenden heute nicht mehr ganz einig darüber sind, wer damals was geleistet hat. Und manchmal streiten sie darüber.

14 Bücher, acht Dokumentar- und drei Spielfilme sind aus ihrer Geschichte entstanden. Aber erst jetzt, fast 35 Jahre nach der Katastrophe, hat Parrado als Erster der Überlebenden seine Erlebnisse aufgeschrieben: „72 Tage in der Hölle“ heißt das Buch, das Ende Februar auch auf Deutsch erscheint. Nach all den Büchern der anderen erzählt nun erstmals ein Betroffener von der Mühsal und der Hoffnungslosigkeit in den Anden. Und von den Abgründen, in die sie damals blickten.

Zum Beispiel, als ihnen der Gedanke kam, Menschenfleisch zu essen: „Es war später Nachmittag; wir lagen in der Maschine und machten uns für die Nacht bereit. Da fiel mein Blick auf die langsam heilende Wunde am Bein eines Jungen, der neben mir lag. In der Mitte war sie feucht und blutig, aber an ihren Rändern hatte sich eine Kruste aus geronnenem Blut gebildet. Ich musste immer diese Kruste ansehen, und als ich den schwachen Blutgeruch in der Luft bemerkte, erwachte mein Appetit. Ich blickte auf und sah, dass andere Jungen ebenfalls die Wunde anstarrten. Beschämt lasen wir gegenseitig unsere Gedanken und wandten den Blick rasch ab ...“

Parrado schreibt Schonungsloses. Ein kluges Buch. In den USA schaffte es der Titel

„
Ich glaube,
ohne diese Sache
wäre ich ein
richtiger Idiot
geworden“
| Carlitos Paez |



bereits auf die Bestsellerliste der „New York Times“, und die „Washington Post“ wählte es zu einem der Top-Bücher des Jahres.

Parrado, heute 54, ist der bekannteste der Überlebenden. Gleich nach der Rettung machte er sich zum Star. Gab Autogramme, saß bei Misswahlen in der Jury. Im Hollywood-Streifen „Überleben“ (1993) bekam sein Part die Hauptrolle – gemimt von Ethan

Hawke. Parrado lernte fliegen, fuhr Autorennen, bis kurz vor die Formel 1. „Ich habe im ‚Palace‘ in Monte Carlo geschlafen und auf dem Boden von Bordellen in Osaka. Gefallen hat mir beides.“

Rennen fährt Parrado heute nicht mehr. Dafür macht er Autotests und Tierfilme fürs Fernsehen. Er hat sich ein kleines Büro eingerichtet, mit unverputzten Ziegelwänden und langer Theke. Darauf sind Aschenbecher aus Minimotorradreifen verteilt, an der Wand Rennwagenposter, ein Foto von Jackie Stewart. Neben dem schwarzen Sofa steht ein Miniaturflugzeug. Wie ein kleiner Junge, der sich hier ein

Spielzimmer eingerichtet hat und nur zufällig im Körper eines Erwachsenen steckt.

Den Sonnyboy nehmen ihm manche übel. Sie finden, er lebe zu großmütig, nicht demütig genug. Mache zu schamlos Geschäft

mit der Tragödie. Schließlich war er fast tot in den Anden. Hat seine Mutter verloren, die Schwester, die besten Freunde. Darf man dann Schönheitsköniginnen wählen? Autorennen fahren? „Ach Blödsinn“, sagt Parrado und kratzt sich am Kopf: „Man muss nach vorn schauen, nicht zurück. Das Leben, das mir geblieben ist, will ich genießen. Man muss es nicht komplizierter machen, als es schon ist.“

Die Andenhelden waren nicht irgendwie zusammengewürfelte Flugzeugpassagiere, sie waren Kameraden. Eine Rugbymannschaft aus einer katholischen Privatschule. Fast alle wohnten sie in Carrasco, einem Stadtteil im Osten von Montevideo. Einst ein Sommerbadeort für die Oberklasse, wo man die heißen Monate im Rauschen der Pinienwälder verbrachte, ist hier mittlerweile ein kleines Beverly Hills entstanden. Vorgärten, wie mit der Nagelschere geschnitten. Türkisblaue Pools. Die Söhne bauen ihre Häuser ein paar Straßen von den Vätern entfernt. Man trifft sich im selben Tennisclub, kauft im selben Supermarkt. Und spielt immer noch Rugby.

Ein Spiel, in dem jeder gut sein kann. Der Dicke und der Drahtige, der Stra- tege und der Hitzkopf: In einer Mannschaft ist für all diese Typen Platz. Deshalb legten die irischen Mönche am College so viel Wert auf den Sport. Und deshalb war auch Antonio Vizintin Teil des Teams. „Ich habe damals schon 90 Kilogramm gewogen, und das bei 1,80 Metern“, sagt Vizintin grinsend. Heute bringt er wohl einen halben Zentner mehr auf die Waage.

Vizintin ist ein bescheidener, stiller Mensch. Passat-Fahrer. Einer, der im Februar in die Sommerferien fährt – und nicht im Januar, wenn alle fahren. Einer, der fischen geht und Italienisch lernt. Partys, Glamour, schnelles Leben? Das ist nicht seins. Mit Parrado redet Vizintin seit geraumer Zeit kein Wort mehr – obwohl sie doch eigentlich Brüder sind, die Überlebenden. Auch zu den Treffen an jedem 22. Dezember, dem Tag ihrer Rettung, geht Vizintin nicht mehr.



„Jeder hat gegeben, was er konnte. Die Helden sind die, die gestorben sind“

Antonio Vizintin



Die Rettung: Am 22. Dezember 1972 kehrte Nando Parrado mit Hubschraubern zurück. Die Überlebenden jubeln (o.)



Die Heldennummer, die Parrado abzieht, gehe ihm auf den Geist. „Die echten Helden sind die, die gestorben sind“, sagt er. „Einer schmolz das Wasser, der andere nähte Behelfsschlafsäcke. Jeder hat gegeben, was er konnte.“ Vizintin will mit ein paar anderen Überlebenden ein Buch herausbringen. Buch Nummer 16. Um Parrados Helden- geschichten zurechtzurücken. Und die von Roberto Canessa.

Der wohnt nur ein paar Schritte von Vi- zintin entfernt. Auch Canessa sieht sich als einen der Top-Helden. Er war mit Parrado zusammen aufgebrochen Richtung Westen, Richtung Chile, um Hilfe zu suchen, wo sie schließlich einen Schafhirten fanden, der die Polizei und Helikopter rief. Heute ist er Parrados bester Freund.

Roberto Canessa hat leuchtend weißes Haar, ein breites Willkommensgrinsen und ein fleckiges T-Shirt. Er war 19, als das Flugzeug abstürzte, hatte gerade sein Medizinstudium begonnen. „Ich hatte deshalb das Glück, mehr helfen zu können als mancher andere.“ Canessa ist ein Mann mit klaren Ansichten. Er hat sogar mal als Staatspräsident kandidiert, Jahre nach der Katastrophe. Canessa sagt: „Wenn du auf Hilfe wartest, dann bist du verloren. Du musst dir selbst helfen, das ist meine Lektion aus den Anden.“

Minderwertigkeitskom- plexe kennt er so wenig wie Parrado. Canessa allerdings lebt ein ernsteres Leben: Er arbeitet heute als Kardiolo- ge, rettet Hunderten von Kindern im Jahr mit Herz- operationen das Leben. „Ich brauche keinen Porsche für mich“, sagt er, „ich will nur Ferraris für meine Patienten – die bestmöglichen medizinischen Apparate.“

Sein Rugbyfreund von damals, Carlitos Paez, hat lieber in einen weißen Betonriegel investiert. Ein Bau, so cool wie aus „Wallpa- per“. Große quadratische Schiebefenster, an den Decken roher Zement, nach hinten raus ein Swimming-Pool, nach vorn der Golfplatz: für 150.000 US-Dollar, finanziert mit seinen Vorträgen über die Andentragödie.

83-mal ist er 2005 aufgetreten, 75-mal 2006. Bei Coca-Cola, McDonald's, Motorola. Jedes Mal erzählt Paez die Andengeschichte, zehn Minuten Bilder und 75 Minuten Vor- trag, jedes Mal kassiert er 15.000 US-Dollar. „Es läuft gut“, sagt er.

Für ihn sei die Geschichte Optimismus pur. Eine Geschichte über die Kraft des Le- bens, über die Kunst, sich nie kleinkriegen zu lassen.

Carlitos Paez war damals einer der Jüngs- ten. Und der Planloseste, wie er sagt. Heute lebt er von der Tragödie und macht keinen Hehl draus. Sein Anrufbeantworter spricht Englisch und Spanisch. Er hat eine Image- broschüre drucken lassen, Hochglanz, mit Zitaten von Franz von Assisi. Sieht er nicht ein bisschen aus wie George Clooney? „Nein, eher wie Antonio Banderas“, sagt er und saugt an seinem Mate-Tee. „Find ich eh besser.“

Als Sohn eines bekannten Malers, aber selber wenig talentiert, hatte Paez als Junge sein Leben vergammelt. Trank, kokste, ließ auch sonst wenig anbrennen. Dann, in den Anden, ging es plötzlich um etwas. Paez schaufelte Schnee, nähte Schlafsä- cke, wurde gebraucht. Und merkte so, dass er zu etwas zu gebrauchen war. Er bekam endlich seinen eigenen Namen, seine eigene Story.

Jetzt verdient er sein Geld mit dem Erzählen jener Geschichte, die ihm fast den Tod ge- bracht hätte. Er könne nicht gut Auto fahren, keine Reifen wechseln – aber diese eine Ge- schichte erzählen, das könne er. So gut, dass die Leute nachher im Stehen klatschen. „Ich glaube“, sagt Carlitos Paez und nickt nach- denklich mit dem Kopf, „ohne diese Sache wäre ich ein richtiger Idiot geworden.“

Auch Nando Parrado hält bis heute Vor- träge, 20-mal pro Jahr, rund um die Welt, für 40.000 Dollar pro Auftritt. „Ich mache nur die großen Dinger. Schließlich war ich es ja, der über die Anden gelaufen ist und Hilfe holte“, sagt er. „Sollen die anderen Überle- benden doch die kleineren Vorträge machen. Es gibt ja genug.“



Nando Parrado: „72 Tage in der Hölle“, Goldmann, 19,95 Euro



Was von den Anden übrig blieb: Canessas Schuhe und Kleidung

Fotos: Stephan Preamme für Playboy (2), Group of Survivors/Canbis (2)

Christian Thiele]